

Nr. 184. Bromberg, den 29. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(12. Fortsetzung.)

Den Rest der Nacht verbrachte Dorival in unruhigem Halbschlummer. Schlimme Träume quälten ihn. Er sah sich gefesselt durch die Straßen Berlins geführt. Die Leute johlten, der Kellner aus dem Wirtshaus zum biederen Oldenburger ängstigte ihn mit Grimassen und ließ den Adamsapfel tanzen.

Als es Tag wurde stand er auf. Nach alter Gewohnheit nahm er ein kaltes Bad. Das tat seinen Nerven gut.

Um acht Uhr ging er nach seiner Wohnung. Er wollte sehen, wie bei Galdino die Zigarette gewirkt hatte. An der Vortüre zu seiner Wohnung zog er die Klingel. Er hoffte, Galdino würde bereits im Opiumrausch liegen. Das Klingeln sollte eine Probe auf sein Exempel sein.

Und er hatte sich nicht verrechnet. Er mußte die Tür des Vorplatzes mit seinem eigenen Schlüssel öffnen.

Er eilte sofort in das Arbeitszimmer. Als er die Tür aufstieß, kam ihm ein unangenehmer brenzlicher Geruch entgegen. Galdino lag in seinem Klubsessel, anscheinend leblos. Aus der schlaff herabhängenden rechten Hand war ihm eine brennende Zigarette geglitten. Die Zigarette hatte den dicken Smyrnateppich, auf den sie gefallen war, in Brand gesetzt. Ein handbreites Loch, an dessen glimmenden Rändern sich das Feuer weiterfraß, war entstanden. Schwelender Rauch stieg von dem Teppich auf.

Schnell trat Dorival das Feuer aus. Ein kleiner Guß aus der Wasserkaraffe vollendete seine Löscharbeit. Dann öffnete er weit die beiden Fenster des Zimmers. Klare, frische Frühlingsluft drang herein.

Er untersuchte Galdinos Herztätigkeit. Die war in Ordnung. Der Mulatte stöhnte und schnarchte im Schlaf unverdrossen weiter, auch als Dorival ihm in das Kraushaar packte und seinen dicken, runden Kopf [illegible]te. Auch als Dorival ihm ein Glas Wasser ins Gesicht goß, wachte er nicht auf. Er lächelte. Sein Geist schien sich im Schlaf mit sehr angenehmen Dingen zu beschäftigen.

Da ließ Dorival von ihm ab. Galdinos Zustand flößte ihm keine Besorgnis ein. Allmählich würde sich das träge arbeitende Gehirn in diesem dicken Negerschädel schon wieder in die Wirklichkeit zurückfinden.

Es kam die Stunde, in der ihn Direktor Labwein erwartete.

Er ging zu Fuß nach der Jägerstraße. Er dachte nicht mehr an ein Mißlingen. Er dachte an gar nichts. Er handelte wie unter Zwang.

Er mußte zu Labwein gehen — er mußte ihm die Opiumzigarette geben — er mußte ihm den Brief wegnehmen —, das stand fest, das schien selbstverständlich. Er wunderte sich über seine Ruhe. Hätte ein Arzt seinen Puls gefühlt, er würde nicht die geringste Aufregung bei ihm festgestellt haben.

*

Die kurzsichtige, ältliche Bürovorsteherin des Herrn Erich Labwein meldete mit ihrem dünnen Stimmchen die Ankunft des Herrn Heinrich Rotmüller und Direktor Labwein begrüßte den ehemaligen Knopffabrikanten aus Elberfeld mit der Herzlichkeit, mit der man alte, liebe Bekannte begrüßte.

„Treten Sie ein und machen Sie es sich bequem, mein lieber Herr Rotmüller", sagte er. „Ich bin jetzt für niemand zu sprechen", instruierte er die Vorsteherin seines Büros. „Sagen Sie, ich wäre auf der Börse."

Er schloß die Türe, die nach dem vorderen Zimmer führte und nötigte Dorival in einen Sessel.

„Nun — wie gefällt es Ihnen in Berlin?"

Direktor Labwein wollte es sich nicht anmerken lassen, wie er darauf brannte, aus dem Munde seines Besuchers zu hören, ob sein Vorschlag angenommen worden war. Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt und kritzelte schnell einen gleichgültigen Brief herunter. Der Knopffabrikant aus Elberfeld sollte wissen, daß es für ihn noch wichtigere Geschäfte zu erledigen gab, als die Beschaffung eines Konsulatstitels.

„Wie haben Sie den gestrigen Abend zugebracht? Gut amüsiert?"

Er wartete keine Antwort ab, sondern fügte hinzu: „Entschuldigen Sie, Herr Rotmüller, daß ich erst diesen Brief fertig schreibe. Sehr wichtig. Ein Geschäft mit unserer Regierung. Ich stehe gleich zur Verfügung."

„Lassen Sie sich nicht stören!"

Dorival schlug die Beine übereinander, zog seine Zigarettendose hervor und zündete sich eine Zigarette an. Die geöffnete Dose ließ er auf dem Tisch liegen. Das Abteil, in dem sich die Opiumzigaretten befanden, war dem anderen Sessel zugewandt — dem Sessel, in den sich nachher Labwein setzen würde. Lächelnd, wie in angenehme Erinnerung versunken, sagte Dorival:

„Tolles Nest, dieses Berlin. Ich glaube, ich werde mich hier bald einleben."

„Haben Sie ganz recht", bestätigte Labwein, immer noch mit Schreiben beschäftigt. „Man kann hier das Leben genießen. Natürlich muß man jemand haben, der den Fremdling einführt. Ich stehe in dieser Beziehung gern zu Diensten. Wo wohnen Sie hier eigentlich?"

Dorival nannte das Hotel am Potsdamer Platz.

„Sehr geräuschvoll", kritisierte Labwein. „Ich könnte dort nicht schlafen. Allerdings, Ihr Herren aus der Provinz kommt ja nicht nach Berlin um zu schlafen. So. Ich bin fertig."

Er zog den Rollverschluß seines Schreibtisches zu, erhob sich, und setzte sich ganz so, wie Dorival es gehofft hatte, in den anderen Sessel.

„Nun, wie ist's? Wollen Sie Generalkonsul von Costalinda werden? Wollen Sie den Großstern der Ehrenlegion haben?"

Herr Rotmüller aus Elberfeld rieb sich verlegen die Knie.

„Ich will schon", sagte er, „aber der Preis ist doch sehr hoch. Ließe sich die Sache nicht etwas billiger machen?"

Er mußte die Unterhaltung etwas in die Länge ziehen, den Widerspruch seines temperamentvollen Gegners wecken. Er hatte schon gestern beobachtet, daß Labwein, wenn er sich aufregte, zu den Zigaretten griff.

„Aber Herr Rotmüller, wo denken Sie hin? Über den Preis waren wir uns doch schon einig. Darüber dürfen wir kein Wort mehr verlieren." Er kalkulierte, daß ein Mann, wie dieser ehrgeizige Herr Rotmüller, nur einen Fühler ausstreckte, um zu sehen, ob er billiger wegkommen

könne. Er dachte aber gar nicht daran, diesem Dummkopf gegenüber seine Forderung zu ermäßigen.

„Wenn ich nun 120 000 Mark bezahle, bar bezahle," entgegnete Herr Rotmüller, „würden Sie das Geschäft machen oder nicht? Ja oder nein?"

Direktor Labwein zuckte nervös zusammen.

Es war nicht seine Art, mit einem Ja oder Nein eine Sache von Wichtigkeit zu erledigen. Er wurde ärgerlich, wenn jemand ein solches Verlangen an ihn stellte.

Er schüttelte mißbilligend den Kopf, rang verzweifelt die Hände und — griff in die Zigarettendose Dorivals.

Er nahm eine der Opiumzigaretten!

„Sie verkennen ganz die Lage der Sache, mein lieber Herr Rotmüller! Sie tun ja gerade, als ob ich das Geld bekäme. In meiner Tasche bleiben noch nicht fünf Prozent. Was weiß ich? Vielleicht muß ich alles herausrücken. Dann habe ich weiter nichts von der Sache als die Ehre, aus Ihnen einen Generalkonsul gemacht zu haben, einen Ritter der Ehrenlegion. Unter uns — ich rechne auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit — weniger als 100 000 Mark darf ich meinem Freund Alvarez nicht anbieten. Ich würde meinen ganzen Einfluß bei ihm aufs Spiel setzen, käme ich ihm mit weniger. Und Minister Ignacio de Albuquerque, der Kommandeur der Ehrenlegion, ist auch nicht blöde im Fordern. Der Mann ist so durchtrieben, daß man aus ihm bequem zwei Pferdehändler machen könnte. Was ich dem von den 50 000 Mark, die verbleiben, abhandle, ist mein Verdienst, mehr nicht. So wahr ich Ihnen hier als Ehrenmann gegenübersitze."

Er strich sich ein Streichholz an und zündete die Zigarette an, die leise knisterte, als sie in Brand gesetzt wurde.

Dorival ließ dem lebhaften Mann keine Zeit —

„Dann kostet mich der Orden also glatt 50 000 Mark? Nee, auf den will ich verzichten!"

Direktor Labwein fuhr auf.

„Wie kommen Sie auf die Vermutung?" rief er lebhaft. „Wollen Sie den Minister zum Gegner haben? Er ist Ihr Vorgesetzter, wenn Sie Generalkonsul sind. Er kann Sie absetzen, wenn Sie ihn nicht auf seiner Seite haben. Verscherzen Sie sich doch nicht den Einfluß auf die Regierung, den ich Ihnen verschaffen will. Das Generalkonsulat läßt sich vom Orden nicht trennen. Wie würde das aussehen, ein Generalkonsul und kein Orden! Sie kommen in eine Gesellschaft. Sie tragen einen Frack. Man wird Sie nicht unterscheiden können von einem Kellner, wenn Sie nicht einen Orden haben! Nehmen Sie Vernunft an, Herr Rotmüller!"

Er hatte schnell gesprochen. Jetzt machte er eine kleine Pause und stärkte sich durch einige Züge an der Zigarette.

„Wenn ich Ihnen nun das Geld einzahle, und es wird nichts aus der Sache?"

„Haben Sie nicht meine Garantie, Herr Rotmüller? Entweder, Sie haben in drei Monaten das Konsulat und den Orden, oder ich gebe Ihnen das Geld auf Heller und Pfennig zurück. Was — wollen Sie — mehr?"

Er hatte wieder und wieder geraucht. Die letzten Worte kamen nur noch lallend hervor. Sein Kopf senkte sich nach vorn. Die Augenlider schlossen sich, trotzdem er gegen die über ihn kommende Müdigkeit anzukämpfen suchte.

„Was — wo — ollen — Sie —"

Er wollte den letzten Satz noch einmal wiederholen, brachte ihn aber nicht zu Ende. Fahle Blässe kroch über sein Gesicht, dann sank er kraftlos zusammen. Das Opium hatte seine Wirkung getan. Schneller als Dorival erwartet hatte. Der kleine, nervöse Mann schien dem Gift besonders wenig Widerstand entgegensetzen zu können.

Dorival wagte nicht, sich von seinem Platz zu rühren.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den kleinen Mann an, der wie leblos dalag.

Kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

In diesem Augenblick hörte er draußen die Tür gehen. Eine tiefe Männerstimme erkundigte sich nach dem Direktor Labwein. Die Antwort des kurzsichtigen Fräuleins konnte er nicht verstehen, aber er hörte, daß der Mann sagte, er werde warten.

Das Fräulein konnte jeden Augenblick eintreten, um den Besuch des Mannes anzumelden. Er mußte schnell handeln.

Er sprang auf. Nur jetzt keine Schwäche!

Er nahm Labwein die noch glimmende Zigarette aus der Hand, löschte ihr Feuer und legte sie in seine Zigarettendose. Diese steckte er zu sich. Er hatte sich das alles schon vorher überlegt. Man sollte nicht sofort wissen, wodurch Labwein betäubt worden war.

Dann knöpfte er dem Schlafenden hastig Rock und Weste auf. In der inneren Tasche der Weste steckte eine lederne Brieftasche. In ihr vermutete Dorival das Dokument. Den Inhalt der Brieftasche nachzuprüfen, dazu hatte er jetzt keine Zeit. Er mußte darauf bedacht sein, sich in Sicherheit zu bringen. Jeder Augenblick des Zögerns könnte verhängnisvoll werden. Er hörte, wie draußen der Mann mit der tiefen Stimme sich mit dem Fräulein unterhielt. Der Mann war ungeduldig. Er behauptete, er hätte nur fünf Minuten mit Labwein zu sprechen, und drängte das Fräulein, ihn anzumelden.

Dorival steckte die Brieftasche zu sich, schlüpfte in seinen Mantel, griff nach seinem Hut und wollte das Zimmer verlassen. In diesem Augenblick fiel Labwein vom Sessel und glitt zu Boden.

Es widerstrebte Dorival, den Mann so liegen zu lassen. Er hob ihn auf und drückte ihn wieder in den Sessel. Dann eilte er in das Vorderzimmer.

„Liebes Fräulein," sagte er zu der Bureauvorsteherin, „gehen Sie einmal hinein zu Direktor Labwein. Er verlangt nach Ihnen. Ich glaube, er fühlt sich nicht wohl."

Dicht an der Türe, die zum Korridor führte, saß ein großer, breitschultriger Mann, dessen Kleidung und blonder Vollbart auf einen Gutsbesitzer schließen ließ. Er hatte die Worte Dorivals gehört. Er stand auf und fragte interessiert: „Was, Labwein ist nicht wohl? Da muß ich doch auch mal nach ihm sehen." Er ging durch die Pforte in dem Zahltisch nach der Tür, die zu dem Zimmer Labweins führte.

Dorival aber war mit einem Satz bei der Ausgangstüre, zog den Schlüssel, der innen im Schloß steckte, heraus, öffnete die Tür, trat auf den Korridor, schloß die Tür hinter sich ab und steckte den Schlüssel ein. So, nun war er zunächst vor einer Verfolgung sicher.

In diesem Augenblick hörte er das Fräulein laute Schreie ausstoßen.

Er stieg die drei knarrenden Holzstiegen rasch hinab, auf der Straße schlug er eine schnelle Gangart ein. Bald war er in die Friedrichstraße eingebogen, wo er sich in den Strom der Fußgänger mischte, der sich ohne Unterbrechung auf beiden Bürgersteigen dahinwälzte.

Hier fühlte er sich sicher.

Er ließ sich von der Menschenwoge bis an die Weidendammerbrücke treiben, schlenderte am Schiffbauerdamm entlang, benutzte einen günstigen Augenblick und warf den Schlüssel der Bürotür in die Spree. Dann winkte er einem vorübergehenden Auto, stieg ein und ließ sich nach seinem Hotel fahren. Als das Auto die Friedrichstraße hinauf fuhr und die Jägerstraße überquerte, warf er durch die Fensterscheibe des Wagens einen Blick auf das Haus, das er soeben verlassen hatte. Vor der Türe des Hauses drängte sich eine dichte Menschenmenge.

Im Hotel bezahlte er seine Rechnung und stieg mit seinem Gepäck in das Automobil, das er hatte warten lassen.

Dann ließ er sich nach dem Bahnhof Friedrichstraße fahren.

Vom Bahnhof Friedrichstraße fuhr er mit der Stadtbahn nach dem Bahnhof Charlottenburg. Dort nahm er sich ein Automobil, das ihn nach seiner Wohnung brachte.

Er klingelte an der Vortür, und Galdino öffnete ihm.

„Der gnädige Herr schon zurück?" staunte er.

„Ja, ich habe meine Angelegenheit rascher erledigt, als ich dachte."

Der Diener trug das Gepäck in das Schlafzimmer und erkundigte sich dann nach weiteren Befehlen.

„Warten!" sagte Dorival.

Er hatte sich an den Schreibtisch gesetzt und schrieb einen kurzen Brief:

„Gnädiges Fräulein! Die Notwendigkeit einer wichtigen Mitteilung veranlaßt mich, Sie zu bitten, morgen um 11 Uhr in dem Café zu sein, in dem wir unsere letzte Unterredung hatten.

In Ergebenheit

Ihr getreuer Diener."

Er steckte den Brief in einen Umschlag, adressierte diesen an Ruth Rosenberg und gab ihn Galdino mit der Weisung, ihn sofort in den nächsten Briefkasten zu werfen.

„Und dann, mein Sohn, wachst du darüber, daß ich durch nichts gestört werde!" instruierte er weiter. „Ich bin müde. Ich will schlafen."

Galdino kam dieser Entschluß seines Herrn sehr gelegen. Er war froh, daß Dorival das Loch im Teppich, über das er ein Tigerfell gebreitet hatte, noch nicht bemerkt hatte, und dann fühlte er eine solche Müdigkeit in allen Knochen, daß er dem Beispiel seines Herrn zu folgen beschloß. Auch er gedachte einen langen Schlaf zu tun. Doch ehe er seinen Krauskopf zur Ruhe bettete, brachte er den Brief zum Briefkasten.

Dorival atmete auf, als er sich wieder in seinem Schlafzimmer sah. Das Abenteuer, in das er sich gestürzt hatte, war überstanden. Sein Plan war gelungen. Er hatte ohne fremde Hilfe den Brief an sich gebracht.

Der Brief!

Wo war der Brief? Er trat ans Fenster und öffnete die Brieftasche. Ein heilloser Schreck überkam ihn. Die eine Hälfte der Tasche war angefüllt mit Banknoten. Zum Teufel, das war ja eine scheußliche Geschichte! Er hatte einem Manne einen Brief wegnehmen wollen, dem dieser Brief nicht gehörte, und der mit dem Brief Unfug anrichten wollte. Aber er hatte doch kein Geld stehlen wollen! Unruhe kam über ihn. Was sollte daraus werden?

Er verschob die Beantwortung dieser Frage.

Wo war der Brief?

Er öffnete die anderen Fächer der Tasche. Es kamen einige Wechsel zum Vorschein, Offizierwechsel, Kavalierwechsel, einige Ehrenscheine, einige Bürgschaften, lauter Sachen, die auf die Geschäfte des Bankiers Erich Labwein kein günstiges Licht warfen, die aber für Dorival ganz ohne Interesse waren.

Er fand keinen Brief!

„Reizend!" sagte Dorival. „Da bist du also umsonst zum Spitzbuben geworden, mein Lieber!"

Er legte die Brieftasche in die Schublade seines Nachttisches, zog Rock und Weste aus und warf sich halb angekleidet aufs Bett. Nach den Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden verlangten seine Nerven nach Ruhe. Er schloß beide Augen. Er wollte sich zwingen, an nichts zu denken.

Auf einmal sprang er auf.

Ein neuer furchtbarer Gedanke war ihm gekommen. Für seine Tat würde man — den anderen verantwortlich machen! Emil Schnepfe! In die Anklageakten gegen Emil Schnepfe, die im Geschäftszimmer des Kriminalkommissars Fehlhauer lagen, würde ein neuer, schwerer Fall eingetragen werden! Ein Fall, der dem Schnepfe ein paar Jahre Zuchthaus einbringen mußte! Und die würde er unschuldig verbüßen!

„Gräßlich!" murmelte Dorival.

Der Schaden mußte möglichst wieder gut gemacht werden. Durch Geld vielleicht.

Vor allem aber mußte er noch heute die Brieftasche und ihren Inhalt an Labwein zurücksenden.

Es schien ihm richtig, festzustellen, wieviel Geld in der Brieftasche war, überhaupt ein Verzeichnis anzulegen.

Er holte die Brieftasche hervor, setzte sich auf das Schlafsofa und zählte neben sich das Geld auf. Es waren zwölftausend dreihundert Mark. Dann machte er von den anderen Papieren eine Aufstellung.

Nun hielt er die leere Brieftasche in der Hand. Er drehte sie hin und her. Es war kein weiteres Fach in ihr zu entdecken. Aber, als er sie befühlte, bemerkte er, daß die schwarze Lederumhüllung ungleich stark war. In der Hälfte, die sich dicker anfühlte, als die andere, knisterte etwas. Er betrachtete die Brieftasche genauer und fand, daß die äußere Hülle eine doppelte war. Zwischen diesen beiden Hüllen hatte [illegible] früher ein Fach befunden, das sich über die ganze Breite [illegible]er Tasche erstreckte. Mit schwarzem Zwirn war nachträglich dies Fach am oberen Rand der Tasche zugenäht worden.

Dorival trennte mit seinem Taschenmesser die Naht auf und zog zwischen den beiden Hüllen einen Brief hervor.

Es war der Brief, den er gesucht hatte.

Er betrachtete den Brief genauer. Die Adresse auf dem blauen Umschlag lautete: Herrn Werner Meßner, in Firma Rosenberg & Meßner. Meßner war der Mann, der von den Horden des Alvarez ermordet worden war. Er hatte diesen Brief nie zu sehen bekommen.

Dorival zog das Schreiben aus dem Umschlag. Das war also die Schrift des Konsuls Rosenberg. Der Mann schrieb fest und klar. Nach einigen kurzen Bemerkungen über geschäftliche Dinge hatte Rosenberg an seinen Teilhaber geschrieben:

„Beunruhigt bin ich über die Nachricht, daß Alvarez wieder das Land mit seiner Räuberbande ausraubt. Er ist der gefährlichste von den zahlreichen Banditen, die unter dem Vorgeben, für die Rechte des Volkes zu kämpfen, nur bestrebt sind, die eigenen Taschen zu füllen. Hoffentlich trifft ihn bald das Los, das er verdient. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir schon in Ihrem nächsten Schreiben berichten könnten, daß dieser gewissenlose Gauner an einer Telegraphenstange aufgehängt worden ist. Es ist eine Schande, daß solches nur auf Mord und Plünderung ausgehende Gesindel immer wieder den ruhigen Fortgang in der Entwicklung des Landes stören kann!"

Na ja! Dieser Brief war wirklich sehr richtig.

Er schob das wertvolle Stück Papier in seine eigene Brieftasche und packte das Geld, die Wechsel und Ehrenscheine des Direktors Labwein wieder in dessen Brieftasche. Er wollte sie gut verpackt durch die Post dem Eigentümer wieder zusenden. Da kam ihm ein Bedenken. Wenn er die Brieftasche mit den Wertsachen zurückgab, und nur den Brief behielt, so lag für Labwein die Vermutung sehr nahe, daß der Mann, der ihn bestohlen hatte, ein Beauftragter des Konsuls Rosenberg gewesen war.

Er zögerte, und schließlich verschloß er die Brieftasche mit ihrem Inhalt in seinem Schreibtisch.

(Fortsetzung folgt.)

Wer war Rasputin?

Vom Bauernhofe zum Zarenhofe. — Der Wüstling als Staatslenker.

(Authentische Berichte.)

Von Dr. A. Gabrielowitsch.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal — und es ist gar nicht solange her — in Sibirien ein höchst unwissender russischer Bauer. Es geschah, daß dieser Mann aus einem Bauernhofe in die Residenz Peters des Großen geholt und in den Hof Nikolaus II. eingeführt wurde. Es geschah weiter — es war während des Weltkrieges — daß die damaligen Machthaber des Riesenreiches ihm die Möglichkeit gaben, in Staatsangelegenheiten, in der Innen- und Außenpolitik, ja in der Kriegsleitung Rußlands, den größten Einfluß auszuüben. Daß er diesen Einfluß mißbrauchte und schließlich auch einer der Verderber Rußlands wurde, lag schon in der Natur der Sache.

Dieser Mann hieß Grigory Rasputin. Die Geschichte der Neuzeit kennt keinen zweiten Rasputin. Auch läßt sich selten ein Name auffinden, der dem ganzen Wesen seines Trägers in dem Maße entspräche, wie es bei diesem Manne der Fall war. Rasputin, d. h. der Wüstling, der Ausschweifende. Eben wegen seiner grenzenlosen Liederlichkeit war Rasputin von seiner Dorfgemeinde in einen entfernteren Flecken Ostsibiriens verbannt worden. Da aber der Wüstling überhaupt keine friedliche und ehrliche Arbeit liebte, beschloß er, als „Staretz", d. h. als Einsiedler, von einem Kloster in das andere zu wandern. Dabei lernte er einigermaßen lesen und schreiben, bearbeitete seine eigenartige „praktische Lebensanschauung", bekam auch einige Kenntnisse in der Volksmedizin.

Rasputins Name ist auch im Auslande nicht unbekannt. Man hat aber oft jenseits wie diesseits der Grenze das Märchenhafte und Apokryphische an diesem Manne mit dem Wirklichen und Authentischen durch einander gebracht. Neuere Schriften sachkundiger Zeitgenossen und Augenzeugen, namentlich aber die Erinnerungen des Genossen Kommissaroff, des damaligen Chefs der geheimen Hofpolizei, werfen ein helles Licht auf das wahre Gesicht Rasputins. Wie sieht es also aus?

Ein glücklicher Zufall führte Rasputin in die Petersburger Gesellschaft. Bekanntlich litt der junge Thronfolger an einer unheilbaren Blutkrankheit, Haemorphelie. Keine Menschenkraft, auch nicht die besten Ärzte der Welt konnten ihm helfen. Wochenlang mußte der Zarewitsch das Bett hüten. Die unglückliche Mutter fiel in tiefe Melancholie. Sie hoffte auf ein Wunder vom Himmel, auf eine Magierkunst, die allein imstande wäre, ihrem Sohne seine Gesundheit wiederzugeben.

Da schickte eines Tages die Kaiserin, nach einem schweren Anfall des Thronfolgers, die Großfürstinnen Militza und Anastasia und ihre Hofdame Frau Wyrubowa in das berühmte Kloster von Kijew, um dort für die Gesundheit des Kranken zu beten. Dort war es eben, wo die großfürstlichen Pilgerinnen den Staretz im Bauernkleide zum ersten Male, als er auf dem Klosterhofe Holz hackte, trafen. Dieser machte auf sie einen außergewöhnlichen Eindruck. Sein hoher Wuchs, seine schwarzen und dichten Haare, der lange und schwarzglänzende Bart, die eindrucksvollen Gesichtszüge des Einsiedlers, aber ganz besonders seine tiefen, äußerst hellen Augen mit schwarzen Wimpern und zottigen Brauen. Diese Augen besaßen die geheime Kraft, in die Tiefen zu dringen. Dabei hatte er bei seinen ewigen Wanderungen die Kunst erlernt, wie man eben die menschliche Schwäche begreifen und sie eigennützig lenken und ausnützen kann. Er besaß die speziellere Gabe, durch seine ungewöhnliche Manneskraft das Vertrauen und die Sympathien der Frauen zu erlangen. Schon bevor er in die Gesellschaft eingeführt war, hatte er viele Verehrerinnen gehabt. Daß der „heilige Bruder" bei alledem noch die Zauberkraft besaß, „unheilbare Krankheiten zu heilen", krönte seine anderen Eigenschaften.

Also: das Ziel war erreicht: der Auserwählte war da, der Wundertäter. Die Damen teilten der Zarin die frohe Botschaft mit: der Mann ist entdeckt worden. Auf einen unverzüglichen Befehl des Hofes erscheint der Staretz in Petersburg. Rasputin macht auch auf die Gesellschaft einen großen Eindruck. Dabei besitzt er die ungewöhnliche Kühnheit und die List, um sofort begreifen zu können, in was für einen Kreis er hineingeraten ist, um die Rolle des Wunder-

mannes spielen zu können. Dazu war er genug scharfsinniger Psychologe.

Der Zarin wurden allerlei Geschichten von dem Einsiedler, von seiner geheimen Kraft erzählt. Aber auch er ist darauf vorbereitet, wie er sich am Hofe zu verhalten hat. Man hat auch den Moment gewählt, wo man ihn mit den besten Aussichten für die Zukunft der Zarin vorstellt: bei einem schweren Anfall des Thronfolgers. Rasputin ist endlich im Hofe, bei dem Zarenpaar; der Schauspieler ist in seine Rolle eingetreten. Ohne die üblichen Hofzeremonien zu beachten und sie zu achten, fängt „der heilige Bruder" kühn und dreist an, den „Väterchen Zaren" und das „Mütterchen Zarin" vertrauensvoll zu duzen. Er bekreuzigt den Kranken im Bette, er bekreuzigt auch das Zarenpaar und fordert es befehlerisch auf, zusammen mit ihm für die Gesundheit des Zarewitsch zu beten. Wenn einmal der arme Lazarus von den Toten auferstanden ist, weshalb sollten seine Gebete für die Gesundheit des Thronfolgers erfolglos bleiben? Dabei legt der Staretz seine Hände auf die Stirne des Kranken, er richtet seine hypnotisierenden Augen auf ihn, zieht aus seiner Tasche ein Paketchen, schüttet daraus ein Pulver in das Glas mit Wasser, schmiert damit die blutigen Nasenlöcher des Kranken, legt noch einmal seine Hand auf seinen Kopf, flüstert dabei ein Gebet, erzählt dem Knaben einige Volksgeschichten und Märchen, er tut vor dessen kindlicher Phantasie neue und unbekannte Welten auf . . . der Kranke wird ruhig — — und siehe da —! das Wunder ist geschehen, der Blutverlust hört auf. Der Zar, und namentlich die mysteriöse, abergläubische Zarin, haben nun den festen Glauben, Rasputin sei der Retter. Das Kind läßt den „Onkel Grischa" oft zu sich bitten. Der „hohe" Gast ist auch immer da.

Von nun an ist Rasputin am Zarenhofe wie bei sich zu Hause. Er beherrscht dort die Gemüter, er ist der heilige Bruder, der Wundertäter. Keine Kraft ist imstande, den Glauben und das Vertrauen an seine Allmacht zu erschüttern. Rasputin ist von nun an auch der Herr seiner Umgebung. Durch ihn gewinnen seine Gönnerinnen, namentlich die Gräfin Ignatiefa und Frau Wyrabowa mehr an Bedeutung und Einfluß. Es wird ein Luxusappartement für Rasputin und seine Gefolgschaft eingerichtet. Seine Wohnung ist nun zum Wallfahrtsorte geworden. Aus allen Teilen des Zarenreiches kommen zu ihm die Besucher mit reichen Geschenken. Da fängt Rasputin an, im Kreise der Damen aus den höheren Gesellschaftsklassen den Namen eines Ausschweifenden mehr zu rechtfertigen. Am Zarenhofe und in Gegenwart des Zarenpaares ist er der heilige Einsiedler, der kristallreine Gottesmann, draußen aber in seiner und seiner Verehrerinnen Wohnungen ist er der Wüstling. Viele Frauen und Jungfrauen aus der Gesellschaft leisten bei ihm „ehrenamtlich" den Dienst der Telephonistin oder der Sekretärin, der Begleiterin oder der Hausdame. Manche anderen müssen stundenlang in seinem Wartezimmer „anstehen", um von dem Einsiedler in seinem Kabinett empfangen zu werden. Rasputin führt seine Lehre aus: Um erlöst zu werden, muß man Buße tun und beichten; um aber dieses tun zu können, muß man sündigen. Also ein bekanntes Motiv im russischen Leben und in der russischen Literatur.

Alles das war aber erst das kleinere Übel. Das größere war ein anderes, hochpolitischer Natur. Rasputin war nämlich nicht nur der Beherrscher der Damengesellschaft geworden, sondern auch der einflußreichste Mann im Zarenreiche. Der Stempel seiner Persönlichkeit lag nicht nur auf den Vertretern und namentlich den Vertreterinnen der Gesellschaft, sondern auch auf dem russischen Staate selbst. Es ist nun eine historische Tatsache, daß in den Jahren 1915—1916 kein Staatsmann Rußlands den Einfluß gehabt hat, wie dieser liederliche Einsiedler, ein Mann, der in Gemeinschaft einer Clique seinesgleichen das Riesenreich zum Untergang führte. Kein Minister, kein hoher Beamter wurde in der genannten Periode zu seinem Amte berufen, ohne die vorherige Genehmigung Rasputins und seines Zirkels. Es genügte, daß der „heilige Bruder" der Zarin sagte, welcher von den Kandidaten ihm im Traume als Würdigster erschienen sei, um den Zaren zu veranlassen, ihn zu seinem Amte zu berufen. Die Minister Chwostow, Protopopow u. a. sind Rasputinsche Protegés gewesen.

Selbstverständlich war das ganze ehrliche Rußland außerhalb dieser Clique gegen sie und ihren Helden tief entrüstet. Auch die Hofkreise und die Großfürsten mit der Kaiserin-Mutter und dem Großfürsten Nikolai Nikolaijewitsch an der Spitze waren empört und suchten den bösen Dämon des Landes zu beseitigen. Aber Rasputin vermochte jedesmal ihren Einfluß auf den Hof zu paralysieren. Nicht einmal das Auftreten des bekannten Abgeordneten Gutschkof in der Duma konnte irgendwie zur Gesundung der Atmosphäre beitragen. Erfolglos blieben weiter die Proteste vieler früherer Verehrer und Verehrerinnen Rasputins, die lange Zeit einfältig an ihn geglaubt hatten. Unter diesen befanden sich auch die Großfürstinnen Militza und Anastasia. Noch mehr: Rasputin vermochte immer seine Gegner zu Fall zu bringen. Unter diesen befand sich auch der Großfürst Nikolaj Nikolaijewitsch, der nach dem Kaukasus verschickt wurde. „Es war eine Ironie des Schicksals" sagt der Kommissaroff, „daß gerade die Gemahlin des Großfürsten es war, die Rasputin in den russischen Hof einführte."

*

Diese Korruption konnte selbstverständlich nicht allzulange erduldet werden. In einer Dezembernacht des Jahres 1916 wurde Rasputin von einer kleinen Gruppe großfürstlicher Verschwörer zu einem Zechgelage im Palaste des Fürsten Jussopow eingeladen und dort ums Leben gebracht. Außer Jussupow waren an der Verschwörung noch die Großfürsten Dimitry Pawlowitsch und Nikita Alexandrowitsch, sowie der Abgeordnete Purischkewitsch, der Führer der Rechtspartei der Duma, beteiligt. Rasputins Leiche wurde außerhalb der Stadt in ein Eisloch der Newa geworfen. Die Zarin ließ sie suchen und heimlich im Palastgarten des Zarskoje-Selo begraben. Zu Beginn der Revolution wurde sie von der Masse ausgegraben und öffentlich verbrannt.

Merkwürdiges aus alten Horoskopen.

Von Dr. Ernst Darmstaedter (München.)

Catharina de Medici (1519—89), die eine Verehrerin der Astrologie und anderer geheimer Wissenschaften war, hatte einst die Voraussagung empfangen, Saint Germain werde sie sterben sehen.

Die Fürstin vermied es daher, jemals nach St. Germain zu kommen; aber die Voraussagung ging doch in Erfüllung: Ein Priester mit Namen St. Germain leistete ihr in ihrer Todesstunde Beistand.

*

Dem König Heinrich IV. von England war vorausgesagt worden, „er werde in Jerusalem sterben". Niemand glaubte daran; aber eines Tages erkrankte der König plötzlich in der Westminster-Abtei und starb in einem Raume, der „Jerusalem" genannt wurde.

*

Sonderbar war auch das Schicksal eines Mannes, dem auf Grund seines Horoskops prophezeit worden war, er werde durch ein Pferd den Tod finden. Begreiflicherweise vermied er ängstlich jede Berührung mit Pferden. Umsonst! Eines Tages fiel ihm auf der Straße ein Wirtshausschild auf den Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Das Schild stellte ein Pferd dar!

Lustige Rundschau

*** Ein teures Omelett.** Drei amerikanische Touristen bestellten in einem abgelegenen Wirtshause in den Pyrenäen ein Omelett. Nachdem dasselbe serviert war, kam die Wirtin mit der Rechnung, die über 30 Franks lautete. Auf die Frage des Amerikaners, ob das Omelett so teuer sei, weil in dieser Gegend die Eier so selten wären, antwortete die Wirtin: „Die Eier sind hier keine Seltenheit, aber die Amerikaner."

*

*** Nimm den Geiger mit!** In einem ganz kleinen Vorstadtkino draußen an der Peripherie von Berlin lief ein alter Film von Henny Porten, aus der Zeit, als sie noch jung war. Als Begleitmusik figurierte ein Klavier und ein Geiger, der schreckliche Töne seinem Holz entlockte. Je länger der Abend währte, desto furchtbarer ward die Musik. Der Film selbst war ein übler Schmarren mit viel Gefühl und viel Verzweiflung. Henny Porten, schuldlos in die Enge getrieben, beschließt ihrem Leben ein Ende zu machen und begibt sich zu diesem Zweck an einen Teich. Der Geiger geigt jetzt, daß den Zuhörern die Zähne schwellen. Henny Porten aber tritt auf die Landungsbrücke und tut den erlösenden Sprung in die kühlen Fluten. In diesem Moment schreit eine Stimme aus der Finsternis in höchster Verzweiflung: „Henny, nimm den Geiger mit". Selten ist bei einem Drama so viel gelacht worden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.